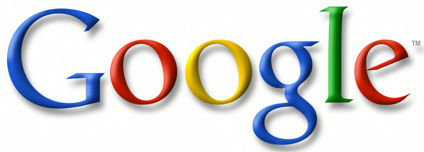

Google



BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

XXXII. HEFT

DIE SESENHEIMER LIEDER

EINE KRITISCHE STUDIE

VON

DR. TH. MAURER
OBERLEHRER IN MÜLHAUSEN I. E.



STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1907.


University of California:
Es lebe der Geist!
No
Ernst A. Denicke Fund

DIE
SESENHEIMER LIEDER

BEITRÄGE ZUR LANDES- UND VOLKESKUNDE IN ELSASS-LOTHRINGEN. XXXII.

DIE SESENHEIMER LIEDER

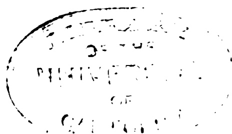
EINE KRITISCHE STUDIE

VON

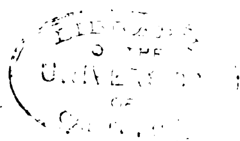
DR. TH. MAURER

OBERLEHRER IN MÜLHAUSEN I. E.





STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1907



Die Frage nach der Echtheit der elf Gedichte, die man gewöhnlich Sesenheimer Lieder nennt, hat zuletzt Edward Schröder (in den Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen, 1905, Heft 1, p. 51 ff.) wieder aufgenommen. Er benutzte für seine Untersuchung eine zuverlässige, von Albert Köster gelieferte Wiedergabe der Abschriften, die Heinrich Kruse als junger Student (cf. Wallfahrt nach Sesenheim, Deutsche Rundschau XVII, 220 ff.) 1835 in Niederbronn nach den ihm vorliegenden Papieren Sophie Brions von zehn Gedichten anfertigte.[1] Das Ergebnis, zu dem Schröder gelangte, läßt sich kurz etwa folgendermaßen zusammenfassen:

1. Kruse hat nur ein Goethisches Gedicht im Originalmanuskript gesehen, nämlich das in der Hirzelschen Ausgabe (Der junge Goethe I, p. 261) mit Nr. 1 bezeichnete.[2]

2. Nr. 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10 waren Kopien von Friederikens Hand.

---

[1] Für das elfte Gedicht («Dem Himmel wachs' entgegen») war Kruse lediglich auf Sophiens mündliche Mitteilung angewiesen.

[2] Vgl. den Anhang, der abweichend von Kruses Veröffentlichung die Gedichte in derselben Reihenfolge bietet wie die Hirzelsche Sammlung.

3. Lenz gehören nur die zwei Gedichte an, die ihm bereits G. v. Loeper und K. Weinhold zugewiesen haben (Nr. 4 und 5); alle übrigen haben Goethe zum Verfasser.

Mir scheinen nun diese Punkte nicht über allen Zweifel erhaben zu sein, sondern eine Nachprüfung dringend zu verlangen.

Die Beobachtung der Handschrift hatte Kruse zu der Ansicht geführt, daß eine Gruppe von Gedichten (Der junge Goethe I, Nr. 2, 3 und 7) von Friederikens Hand herrühren müssen. Hier setzt Schröder mit einer Kritik des Textbefundes ein. Auffällige Reimverletzungen, wie sie $7,_{12}$ genug· (: iung), $7,_{13}$ trieben (: Liebe) und $3,_{12}$ fand (: blind) vorkommen, beweisen ihm unwiderleglich die Richtigkeit der Kruseschen Auffassung. Die beiden ersten Fälle verraten, wie ich hinzufügen will, die Elsässerin. Statt des ungewöhnlichen genung, das der Reim fordert, setzt sie die ihr geläufigere Form. Die mangelnde Treffsicherheit den hochdeutschen Flexionsendungen gegenüber (trieben statt Triebe) ist für das grammatisch wenig geschulte Mädchen, das für gewöhnlich doch wohl Dialekt sprach, höchst bezeichnend. Soviel steht also fest: Nr. 2, 3 und 7 können keine Goethischen Originalmanuskripte sein.

Wie verhält es sich aber mit dem Gedicht Nr. 8, das Schröder — mit Nr. 6, 9 und 10 — der gleichen Kategorie zuweisen will? Die Ueberlieferung von Vers 13.

Doch jetz Sing und ich habe

erregt freilich Bedenken. «Da fehlt,» so äußert sich Schröder, a. a. O., p. 59 ff., «vor und ein Wort und eine Senkung, dann steht da (von Kruse ausdrücklich aus jetzt geändert) eine Wortform, die weder Goethe noch Lenz jemals gebrauchen, und schließlich ist auch die

souveräne Verwendung des großen Anfangsbuchstabens für Friederike charakteristisch.» — Für die Annahme Schröders liegt meines Erachtens kein zwingender Grund vor. Der nächste und natürlichste Gedanke ist für mich der: Es handelt sich hier um Flüchtigkeitsversehen Goethes. Sind denn Schreibfehler und Nachlässigkeiten in Goethes Aufzeichnungen eine Seltenheit oder gar eine Unmöglichkeit? Man denke nur an die Briefe! Man erinnere sich daran, daß das seelenvolle Liedchen an Lili im Tagebuch folgende Gestalt hat:

Wenn ich liebe Lili dich nicht liebte
Welche Wonne gab mir dieser Blick
Und doch wenn ich Lili dich nicht liebt
War was war mein Glück.

Zunächst fehlt hier über dem a dreimal das Umlautszeichen, eine «Unart» des jungen Goethe, auf die auch Schröder bei einer anderen Gelegenheit (p. 80) hingewiesen hat. Dann vermissen wir sogar am Versende eine Senkung (liebt statt liebte).

Man wird mir einwenden: Zugegeben, die Form jetz und eine fehlende oder überflüssige Senkung sind so zu erklären; dürfen wir aber Goethe zumuten, daß er die finite Form des Verbums mit großen Anfangsbuchstaben schrieb? Schröder hat, wie er (p. 65) versichert, das gesamte Material der Straßburger Zeit durchmustert und nur ein einziges Verbum mit Majuskelanlaut gefunden. «Dies Verbum aber ist ein Infinitiv (fängt an zu Erzählen), also eine Nominalform. Niemals erscheint ein Verbum mit dem großen Anfangsbuchstaben.»

---

[1] Ebenso in Nr. 9, 15 Sehen statt Sehn.

Daraus folgt —.

Die Richtigkeit dieses Schlusses wird wohl niemand in Frage stellen, wenn die Prämissen, auf denen er ruht, stimmen. Ist dies aber der Fall?

Schröder hat sein Augenmerk bloß auf die Straßburger Zeit gerichtet. Die Zeit vorher und nachher verdient aber, wie ich glaube, ebenfalls untersucht zu werden. Sind nämlich die Anomalien vor 1770 und nach 1771 nicht vorhanden, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß wir sie in der Zeit von 1770—71 finden, eine höchst gringe. Sind sie aber vor 1770 und nach 1771 nachweisbar, so dürften sie wohl auch in der Straßburger Zeit nicht unmöglich sein.

Und sie sind nachweisbar. Die Briefe bieten Belege genug. Ich notiere:

I. Vor der Straßburger Zeit.

1769 — 26. August — an Käthchen Schönkopf: Leben Sie wohl liebe Freundinn, Grüßen Sie mir die liebe Mutter.

1770 — 23. Januar — an Käthchen Schönkopf: Von Strasburg Ziehe ich nach Paris.

II. Nach der Straßburger Zeit.

1772 — 10. Oktober — an J. C. Kestner: Wie hundertmal denck ich und Träum ich von vergangenen Scenen.

1773 — 8. Januar — an J. C. Kestner: Diese Nacht Träumte ich von Lotten.

1773 — Mai — an J. C. Kestner: Falckens Manuscript schick ich euch nach, Entschuldigt mich doch.

1773 — 15. September — an J. C. Kestner: Hierinn Geht mirs wie andern ehrlichen Leuten.

Schon diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen — namentlich auch aus den voritalienischen Tagebüchern — zeigen, wie es mit Goethes Schreibweise bestellt ist. In den Straßburger Tagen *kann* es nicht anders gewesen sein. Zum Ueberfluß enthalten die Briefe dieser Zeit selbst eine Stelle:

1770 — 10. September — an Moritz Joseph Engelbach: Schau sie, Guck sie.

Es geht also nicht an, die Form Sing als Argument gegen Goethes Hand auszuspielen. Sie ist echt Goethisch wie auch Schlug in Nr. 10,$_{1}$ und Steht und Sehen in Nr. 9,$_{10}$ und $_{15}$.

Goethe war es ganz gleichgültig, ob er bei einem Verbum den großen oder den kleinen Anfangsbuchstaben verwandte. Den besten Beweis liefert der oben zitierte Brief an Käthchen Schönkopf vom 26. August 1769. Goethe rügt in demselben Käthchens Fehler, erwähnt aber keinen Fall, wo sie sich mit Majuskeln oder Minuskeln vertan, ja er schreibt sogar selbst ein Verbum mit großen Anfangsbuchstaben. Für gewöhnlich fügte er sich freilich dem allgemeinen Usus. Nie dürfen wir aber ein *konstantes* Verhältnis des Normalen zum Abnormen erwarten. Ganze Seiten sind wohl korrekt, auf einmal taucht eine Abweichung auf und vielleicht bald darauf schon wieder eine. In solchen Stellen kommt der — sonst sattsam bekannte — irrationale Faktor in Goethes Persönlichkeit zum Durchbruch, der jeder zahlenmäßigen Abgrenzung spottet.

Als weitere orthographische Anomalien wären zu erwähnen:

Nr. 8,$_{5}$ Schön (adv.),
8,$_{8}$ liebe (Subst.),
8,$_{11}$ gram (Subst.),
8,$_{15}$ gabe (Subst.).
Nr. 9,$_{2}$ Liebes,
9,$_{5}$ Liebliche,
9,$_{14}$ gesicht,
9,$_{18}$ trauben,
9,$_{23}$ traube.
Nr. 10,$_{8}$ Schwartzen,
Nr. 6,$_{2}$ Winder.

Daß Goethe Adjektive mit großen und Substantive mit kleinen Anfangsbuchstaben schrieb, beweist Schröders «Kontrollmaterial» der Straßburger Zeit p. 64 und 65. Daß die Zahl der Abweichungen in unseren Gedichten verhältnismäßig größer ist als dort, fällt kaum ins Gewicht. Maschinenhafte Gleichförmigkeit dürfen wir bei Goethe aus dem oben berührten Grunde nie erwarten — nicht einmal, wo es sich um Unregelmäßigkeiten handelt.[1] — Schröder bringt bloß attributiv verwandte Adjektive (Arme Schelmen, einen Billigen Biographen, Idealischen stillen Größe). Doch enthalten die Briefe auch Beispiele für das prädikative Adjektiv. Von diesem ist der Schritt zum Adverbium kein großer. So begreifen wir, daß Goethe schreiben konnte:

Ach wie Schön hats mir geklungen.

Auch die Form Winder (Nr. 6,$_{2}$) ist für mich kein Stein des Anstoßes. Ich kann mir sehr wohl denken, daß

[1] So verwendet Goethe bisweilen auch nach einem Komma oder Semikolon den großen Anfangsbuchstaben und nach einem Punkt den kleinen.

das vorhergehende Reimwort Kinder diese abweichende Schreibweise verschuldet hat — per attractionem sive assimilationem.

Nach Schröder wären aber diese «Fehler» alle auf Friederikens Konto zu setzen. Ebenso die Minuskeln am Versanfang. (Nr. 8, $_{15}$ und 9, $_{3}$, $_{5}$, $_{19}$, $_{22}$, $_{23}$). Denn hier müßten «Goethes Brauch entsprechend» Majuskeln stehen. Wie unberechenbar aber der Dichter auch auf diesem Gebiete ist, zeigt Brief Nr. 7 (W. A. IV, 1, p. 16 und 17), wo kleine mit großen Anfangsbuchstaben abwechseln. Es zeigt es ferner jede illustrierte Literaturgeschichte, die ein Faksimile von «Freudvoll und leidvoll» oder von Wanderers Nachtlied («Ueber allen Gipfeln ist Ruh») enthält.

Soviel dürfte, wie ich hoffe, jetzt klar geworden sein, daß die mangelhafte Orthographie in den genannten Gedichten kein ausreichendes Argument gegen Goethes Hand abgibt.

Doch vielleicht bringen uns Fälle, die zwar mit der üblichen Orthographie übereinstimmen, von der Goethes aber abweichen, auf die richtige Fährte. Nach Schröder fielen unter diese Kategorie die Wörter mit den Lautgruppen lk, rk, nk; lz, rz, nz. Goethe soll «in allen seinen Straßburger Arbeiten und Konzepten mit ausnahmsloser Regelmäßigkeit Wolcken, Stärcke, Wircken, Gedancke, sincken; Hertz, tantzen» geschrieben haben. «Die Abweichungen: Wolkenhügel 10, $_{9}$, Schmerzen 8, $_{9}$ hat Friederike verschuldet» (p. 68). Von Arbeiten und Konzepten ist die Rede. Gehören etwa die Briefe und Briefentwürfe nicht auch dazu? Die Konsonantengruppe nk, die ich zunächst herausgreife, findet sich aber neben nck gerade in solchen Schriftstücken der Straßburger Zeit.

Z. B. I, p. 246 (26. August 1770): den ersten vernünftigen Gedanken.

I, p. 254 (15. Oktober 1770): Und nun vielen Dank.

I, p. 262 (Juni 1771?): Essen und Trinken und ibid.: in das Tanzen versunken.

I, p. 280 (Briefentwurf): ich danke.

Aber auch schon vor der Straßburger Zeit:

Z. B. I, p. 223 (23. Januar 1770): Frankf.,

und I, p. 226: Ich danke Ihnen für das Denkzettelgen.

Und nachher II, p. 5 (Herbst 1771): getrunken.

II, p. 7 (28. November 1771): Andenken.

II, p. 8 (im selben Briefe): Frankfurt bleibt das Nest. Danken Sie ihm vielmal.

Ebenso verhält es sich mit rz. Ich zitiere nur

I, p. 237 (27. Juni 1770): Schmerzen.

Sollte nun lk eine Ausnahme machen? Es ist gewiß bloßer Zufall, daß diese Gruppe erst nach dem Straßburger Aufenthalt belegt werden kann.

Z. B. Werke (W. A.), Bd. 37, p. 139: der Berge aufthürmte in die Wolken; p. 140: vollendet das Begonnene in die Wolken, ibid. aus den Wolken.[1]

So beweisen also rz und lk nichts gegen Goethes Hand.

Auch das Deminutivum -chen (statt des gewöhnlichen -gen) dürfen wir nicht ohne weiteres Friederike «zuschreiben», wie Schröder tut (p. 69). Denn es kommt beim jungen Goethe vor, und es ist ganz gleichgültig, ob mehr oder weniger häufig.

Schröders einzige Stütze für seine Behauptung, daß

---

[1] Dagegen im Tagebuch (Schweiz 1775) wieder: Und Berge Wolcken angethan.

wir es mit Kopien zu tun haben, ist jetzt noch — die Interpunktion. Welche Kriterien gibt uns diese an die Hand?

Goethe kümmerte sich so gut wie gar nicht um die Satzzeichen, wie aus dem Briefe vom 1. Dezember 1774 an J. G. Jacobi ersichtlich ist: «Interpunctieren Sie doch die Liedgen, wie's dem Leser am vorteilhaftesten ist.» Der Dichter hatte eben, wie R. M. Meyer (Deutsche Stilistik, p. 83) fein bemerkt, immer seine Gedichte gesprochen im Ohr.

Nun weisen Nr. 6, 8, 9 und 10 verhältnismäßig wenig Interpunktionszeichen auf. Nicht allzugewagt scheint mir deshalb der Schluß, daß Goethe diese Gedichte aufgezeichnet hat. Für Schröder ergibt sich aus derselben Tatsache, daß Friederike die Schreiberin ist. Eine andere Briefstelle muß ihm dabei Helfersdienste leisten (Goethe an Salzmann, W. A. IV, 1, p. 258): «Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer gute Perioden, und gute Puncte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.» Diese Sätze beweisen — bei Licht besehen — doch nur aufs neue Goethes große Sorglosigkeit der Interpunktion gegenüber. Dies gibt Schröder auch p. 62 zu. Trotzdem macht er bald darauf (p. 63) für den Mangel an Interpunktionszeichen nicht etwa Goethe, sondern die abschreibende Hand verantwortlich, und nach p. 66 spricht derselbe Umstand direkt für Friederike. «Wir werden unwillkürlich an den Sesenheimer Brief erinnert.» — Es können ihm nur die Worte vorschweben: Die Mädgen machen weder Komma noch Punctum. Doch meint Goethe hier offenbar nur Mädchen, die Briefe schreiben,

also ihre eigenen Gedanken zu Papier bringen. Mädchen, die bloß abschreiben, an eine Vorlage sich halten, hat er wohl kaum im Auge. Daß im letzteren Fall schon eher Komma und Punktum gesetzt wird (falls solche im Original sich finden), kann wohl nicht in Abrede gestellt werden. Ueberhaupt benutzt Goethe m. E. hier die Interpunktion nur dazu, um «im Bilde» dem Freunde eine Ahnung vom eigenen Seelenzustande zu geben. Er leidet unter einem «schleppenden Verhältnis». Mädchenhaft schwach, wie er sich seinem verwöhnten «Herzchen» gegenüber fühlt (vgl. Bielschowsky, Friederike und Lili, p. 116), vermag er es nicht, diese Periode durch einen männlichen Vorsatz, ein energisches Punktum finale abzuschließen.

Ich komme zu dem Ergebnis: Schröders Gründe dafür, daß Nr. 6, 8, 9 und 10 Kopien von Friederikens Hand sind, erweisen sich als wenig stichhaltig. Solange man nicht solche Merkmale vorzubringen vermag, die ausschließlich für Friederike sprechen, pflichte ich Kruse bei, der diese Gedichte für Goethische Originalmanuskripte angesehen hat. Ueber den Verfasser kann natürlich hier kein Zweifel sein. Denn daran ist nicht zu denken, daß Goethe die Verse eines anderen der Geliebten geschickt habe. Friederike brauchte diese Gedichte nicht abzuschreiben, weil sie, von keinerlei intimeren Mitteilungen umschlossen und umrahmt, als lose Blätter den Briefen beigefügt waren.[1] Wie steht es aber mit den übrigen Gedichten?

Von den Kopien hat nur Nr. 3 Anlaß zu Kontroversen gegeben. Fraglos ist aber Schröder Bielschowsky gegenüber, der das Gedicht für ein Lenzisches Produkt hält

[1] Nr. 8 suchte Bielschowsky für Lenz zu retten. Für Goethes Verfasserschaft tritt dagegen wieder Schröder ein.

(a. a. O., p. 79 ff.), im Recht, wenn er «die humoristische Epistel in Versen» Goethe zuweist (p. 93). Situation, Anrede, Sprachgebrauch [1] schließen jede andere Annahme aus.

Nr. 4 und 5 sind Lenzisches Eigentum: so lautete das Urteil der meisten Goetheforscher. (Ich nenne: Schäfer, Viehoff, Strehlke, v. Loeper, Erich Schmidt, K. Weinhold, Bielschowsky.) Ist dies aber tatsächlich der Fall, so sind diese Gedichte auch in Lenzens — nicht, wie Kruse behauptete, in Goethes Handschrift überliefert. Schröder fiel nun die Aufgabe zu, dafür den Nachweis zu erbringen. Wir übergehen diesen Teil seiner Abhandlung — eine Meinungsverschiedenheit ist hier unmöglich — und wenden uns der erheblich wichtigeren Frage zu: Ist Nr. 1 ein Goethisches oder ein Lenzisches Autographon?

Kruse hat das Gedicht zuerst für eine Abschrift gehalten. Dies beweist seine Bemerkung: «von fremder Hand». Später strich er fremder aus und schrieb mit anderer Tinte (cf. Schröder, p. 53) darüber: «nachlassig verstellter». Es wurde ihm also zur Gewißheit, daß er ein Goethisches Manuskript in Händen hatte. Auch nach Schröder ist Goethe der Schreiber von Nr. 1. Schon die Interpunktion macht ihm dies «wahrscheinlich». (Vgl. p. 79, wo ausdrücklich zwischen «wahrscheinlich machen» und «beweisen» unterschieden wird.) «Während A (= Nr. 4 und 5) in gleichviel Versen 11 Gedankenstriche bringt,

[1] Man vergleiche die treffliche Charakterisierung dieses Liedes von Siebs (Preuß. Jahrbücher 1897, p. 429 ff.). — Auf die Selbstbezeichnung des Dichters möchte ich besonders aufmerksam machen. «Der Ritter» v. 1 hat eine Parallele in «Dichtung und Wahrheit», II. Teil, 10. Buch. (Soviel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen.)

hat A_1 (= Nr. 1) nur einen; dafür bietet A_1 ganz allein den Doppelpunkt als rhetorische Interpunktion v. 38. 42. Gerade diese Art der Verwendung des Kolons scheint aber für den Straßburger Goethe charakteristisch: vgl. z. B. aus den Gesängen an Selma, wo die Gedankenstriche fast ganz fehlen und an deren Stelle die Doppelpunkte treten 66_4, 73_{10}, 74_9, 76_1». Schröder geht — so scheint es — von der Voraussetzung aus, daß zwei numerisch gleiche Versgruppen desselben Dichters die gleiche oder doch annähernd die gleiche Anzahl Interpunktionszeichen enthalten müssen. Spielt denn der Inhalt und die äußere Form keine Rolle? (p. 62 Anm. 1 und p. 63 berührt doch Schröder selber diesen Punkt). Ist es nicht denkbar, daß ein kleines Gedicht bedeutend mehr Interpunktionszeichen aufweist als ein doppelt so langes? Wäre es so nicht leicht möglich, Goethe gegen Goethe und Lenz gegen Lenz ins Feld zu führen? Doch der Nerv der Schröderschen Begründung ist ja auch wo anders zu suchen. Der Doppelpunkt als rhetorisches Zeichen ist es, worauf Schröder das Hauptgewicht legt.

Goethe — natürlich nur der Straßburger Goethe! — soll eine Vorliebe für dieses Zeichen gehabt haben, wie aus seiner Uebersetzung der Ossianschen Gesänge an Selma hervorgehe! Es ist auffallend, daß das Kolon nur in einer Uebersetzung angetroffen wird. Da liegt der Gedanke nahe, den Grund dafür in dem Original zu suchen. Vergleichen wir einmal die betreffenden Stellen mit dem Urtext, den ich nach Fingal an ancient epic poem in six books etc. translated from the Galic language by James Macpherson the second edition London MDCCLXII zitiere.

Es kommen in Betracht:

1. Thou liftest thy unshorn head from thy cloud: thy steps are stately on thy hill.

Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolcke: ruhig wandelst du über deinen Hügel.

2. My life flies away like a dream: why should I stay behind?

Mein Leben fliegt weg wie ein Traum: wie könnt ich zurück bleiben?

3. But he fell, and his father mourned: his sister's eyes were full of tears.

Aber er fiel, und sein Vater trauerte: seiner Schwester Augen waren voll Trähnen.

(So nach A. Stoeber, der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1842, p. 101. Die Weimarer Ausgabe hat an Stelle des Kolons ein Semikolon gesetzt.)

4. Sad! I am indeed: nor small my cause of woe![1]

Trüb! das binn ich fürwahr: und nicht gering die Ursache meines Jammers.

5. And left thee Armin alone: gone is my strength in the war, and fallen my pride among women.[2]

Und ließ dich Armin allein: hin ist meine Stärcke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

Angesichts solcher Tatsachen bleibt uns nichts anderes übrig als festzustellen: der Doppelpunkt in Goethes Ossianübersetzung ist höchstens für — Macpherson «charakteristisch». Damit verliert aber die Schrödersche Behauptung ihre feste Basis. Die Kola in Nr. 1 können also nicht auf Goethe weisen. Doch passen sie vielleicht eher zu Lenz? In der Tat, man braucht Lenzens Gedichte nur auf-

[1] Die Tauchnitzsche Ausgabe, die sich an die Fassung von 1773 hielt, bietet diese Stelle in folgender Form: Sad I am! nor small is my cause of woe!

[2] Tauchnitz: and left thee, Armin, alone. Gone is my strength in war! fallen my pride among women!

zuschlagen, fast auf jeder Seite springen einem die Doppelpunkte in die Augen. Verwendet sie aber Lenz wie in unserem Gedicht?

Das Kolon ist ein Tonzeichen, das Spannung, das «Erwartung» erregt. (So R. M. Meyer, a. a. O., p. 82.) In dem Sesenheimer Lied Nr. 1 steht es v. 38, um in uns das Interesse zu wecken für den nachfolgenden Grund; ja, es deutet geradezu das bestehende Kausalverhältnis an.

Erröten und erblassen
Sieh sein Gesicht:
Der Schlaf hat ihn verlassen
Doch wacht er nicht.

Genau so kommt es bei Lenz vor — und zwar häufig. Z. B. die Wassersnoth (Lenz, Gedichte, herausgegeben von K. Weinhold, p. 54):

So werth ist diß Leben
Selbst dem vernunftlosen Vieh: es kennt die rasende Kühnheit
Elender Weisen noch nicht . . .

und ibid.

Aber stündlich wächset die Flut: der Vater des Stromes,
Der weit ausgestrekkete See, entschwillet von Klumpen
Eises, die sich zerstossen . . .

Diese Belege stammen aus dem größeren Gedicht «Die Landplagen», das 1769 — also vor der Straßburger Zeit — gedruckt, ist. Spuren Goethischer Redaktion wird hier niemand suchen wollen. Unverdächtig ist deshalb wohl auch das so verwandte Kolon in späteren Gedichten.[1]

[1] Man vgl. auch die Briefe an Salzmann, Stoeber, a. a. O., p. 48: Entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht: es wäre grausam usw. und: Ich bin nicht Schuld an allen diesen Begebenheiten: ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter.

Z. B.

Laß ab, laß ab um sie zu weinen.
Der Tod wird euch gewiß vereinen:
Das Leben ist ein Augenblick,
Ein trüber Traum ein Mittagsschlummer,
Ein unbeträchtlich kleiner Kummer,
Und Tod ein unaussprechlich Glück.

Ein «denn» wird noch hinzugefügt (Weinhold Nr. 18, p. 98):

Nur der begreift es recht, der es empfunden hat:
Denn es ist die Natur nicht immer leicht zu fassen.

Bei Lenz ist ferner der Doppelpunkt so gebraucht wie in Nr. $1,_{42}$. Hier dient er dazu, einen Aussagesatz

(= Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt:)

mit einer nachfolgenden Aufforderung zu verbinden.

(So höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt!)

Das Gleiche geschieht bei Lenz z. B. schon in den «Landplagen» (Weinhold, p. 27):

Die Kämpfe des Todes
Endet unsterblicher Lohn: laß uns mit Freuden sie kämpfen.

ferner Nr. 18, p. 94:

Ich bin mir selbst nicht klug:
Drum helfet mir dazu ihr kleinen Liebesgötter!

Doch genug hiervon! Die Interpunktion — das können wir jetzt ruhig behaupten — macht uns eher «wahrscheinlich», daß Lenz das Gedicht geschrieben hat.

Hat er es aber auch gedichtet? Das ist nach Schröder völlig ausgeschlossen. «Einen Reim wie in dem

Sesenheimer Lied Nr. 1, 9 : 11 heilig: unverzeihlich hätte sich Lenz in seinen gesunden Tagen nicht gestattet. Das ist ein echt goethischer Reim» (a. a. O., p. 89). Das letztere stimmt. Goethe hielt g und ch nicht streng auseinander und reimte unwiderstehlich: selig; fröhlicher: seliger, (cf. Schröder p. 88 und 89). Ist aber ein solcher Reim in der Tat bei Lenz so unmöglich, wie es nach der eben zitierten Stelle Schröders scheint?

In Lenzens Gedichten sind mehrere Male g und ch gebunden. Schröder zählt sogar selber die einzelnen Fälle auf. Doch das sind für ihn Ausnahmen, die nichts beweisen. Denn

1. Die Aussprache des g = χ in Jagd (: macht) in Nr. 88, 1 : 3 war damals bereits rezipiert.

2. In Sarg (: Petrarch in Nr. 43 II, 13 f. und : Bennenkarg, rectius: Bennenkarch im Tagebuch [1]) liegt falsche Schreibung vor. Sarch wäre richtiger.

3. Lenz beherrschte die Form noch nicht oder nicht mehr; deshalb in dem Jugendgedichte (Nr. 2, 25 f.) machte: sagte und in der spätesten Zeit (Nr. 103, 63 f. und 107, 125 f.), wo sein Geist bereits zerrüttet war, vergleicht: schweigt und mein ich: einig.

4. Hoch: sog (Nr. 47 B, 15 f.) ist entweder von Goethe hinein korrigiert, oder es macht sich vielleicht der Einfluß des mittelhochdeutschen zōch (mit echtem altem ch [h] geltend.

Ich will die Gründe für 1—3 auf sich beruhen lassen und mich nur an die letzte Kategorie halten. Jeder Unbefangene hat wohl den Eindruck, daß auch diese «Aus-

---

[1] Deutsche Rundschau, 1877, p. 278: Wir machten Knüttelverse ich: «ich wünschte diesen Bennenkarg, dir zum Hochzeitsbett mir zum Sarg».

nahme» beseitigt werden soll, und zwar à tout prix. Dies «entweder» ist ebenso gewagt wie das «oder». Ich glaube, wir müssen hier einfach die Tatsache konstatieren: Lenz hat auch einen Reim, wie er sonst für Goethe charakteristisch ist.

Und sollte dies so sonderbar sein? Lenz machte ja auch in der Aussprache keinen Unterschied zwischen g und ch,[1] wie aus folgendem erhellt:

1. Er schreibt die Verkleinerungssilbe -chen «zu allen Zeiten» (Schröder p. 69, Anmerkung 1) auch -gen.[2]

2. Der Wagen, in dem er mit Araminta fuhr (Tagebuch, p. 278), hieß und heißt im Elsässischen ein Bennenkarch. Lenz setzt an Stelle des ch ein g.

Ist aber unsere Beurteilung der «Ausnahme» richtig, dann hindert uns nichts, heilig: unverzeihlich für einen Reim anzusehen, der auch bei Lenz möglich ist.

Also ist Lenz der Dichter von Nr. 1? Soweit gehe ich nicht. Denn verschiedene Gründe sprechen direkt dagegen.

So trägt die erste Strophe einen ausgeprägt Goethischen Charakter.

Während Lenz der Geliebten einen verhüllenden Phantasienamen (Albertine, Seraphine, Phyllis usw.) gibt, tritt hier — Goethes Gewohnheit entsprechend —[3] der wirkliche Name auf und zwar im Reime. Friderikens Wesen

[1] Händedruck: schlug steht vereinzelt da (Nr. 92, 36 f.) und wird selbst von Schröder nicht als Gegenargument verwertet. «Denn ‚die Geschichte an der Aar' zeigt auch sonst Versuche mit oberdeutscher Aussprache zu operieren» (p. 89, Anm. 1).

[2] Auf den Reim machte: sagte in dem Jugendgedicht Nr. 2 will ich kein zu großes Gewicht legen.

[3] Z. B. Fräntzgen, Therese, Käthchen, Lisette. Vgl. hierüber Schröder p. 95.

wird in Uebereinstimmung mit Dichtung und Wahrheit geschildert. Man denke z. B. an folgende Stelle: Die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause.

Sogar die gleiche Wendung klingt an: Durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage. Man halte daneben, was Goethe als den Gipfel seines Glückes in der Liliperiode rühmt: Die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage — und man wird das spezifisch Goethische in Nr. 1, $_{1}$–$_{4}$ nicht mehr verkennen können.

Ueberdies ist die Aehnlichkeit von Nr. 1, $_{1}$–$_{4}$ mit Nr. 9, $_{5}$–$_{8}$ offensichtlich:

Erwache, Friederike,	O liebliche Friedrike,
Vertreib die Nacht,	Dürft ich nach dir zurück,
Die einer deiner Blicke	In einem deiner Blicke
Zum Tage macht!	Liegt Sonnenschein und Glück.

Wie man angesichts solcher Tatsachen nach Parallelen bei Lenz fahnden kann, ist mir unbegreiflich.

Unzweifelhaft Goethische Eigenart scheint mir ferner die dritte Strophe aufzuweisen. Schon die Tatsache, daß die Schwester mit erwähnt wird, spricht für Goethe, der auch sonst der Schwester gedenkt (vergl. Nr. 3 und Nr. 6 die Anrede: liebe Kinder und ihr goldnen Kinder), während Lenz in seiner Leidenschaft oder Scheinleidenschaft sich ausschließlich an Friederike wandte. Daß es sich nicht um versfüllende Worte handelt, wie Bielschowsky (a. a. O., p. 84) meint, hat Schröder in überzeugender Weise dargelegt. «Es ist eben Besuch im Pfarrhause, und da wird

der Raum enge, die Mädchen müssen zu zwei in einem Bett schlafen» (p. 79, Anmerkung 1).

Goethe verraten ferner die fehlenden Umlautszeichen über schlagt und tagt.[1] Der Abschreiber hat also nichts anderes getan als genau wiedergegeben, was das Goethische Manuskript enthielt, und zwar ist dies bei Lenz um so merkwürdiger, als er sonst auch da den Umlaut bringt, wo wir ihn gewöhnlich nicht erwarten. Z. B. «Da meine Muse ein für allemal an Geburts- und Namens t ä g e n hartnäckig stumm ist». (An Karl August, Kochberg, 1776 — Erich Schmidt, Lenziana, Berliner Sitzungsberichte 1901, p. 1015).

Jetzt können uns auch die Eingangsverse der dritten Strophe :

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer

keine Schwierigkeit mehr bereiten. Ob sie nun mit den Worten des Phileros in der Pandora[2] übereinstimmen, wie Düntzer, Bielschowsky und Siebs annehmen, oder nicht übereinstimmen, wie Koch (Berichte des Freien D. Hochstifts, N. F. 7, 433, 1891) behauptet — nur Goethe kann ihr Dichter sein.

Als sicheres Goethisches Eigentum muß auch die Schlußstrophe bezeichnet werden. Bielschowsky, der doch gewiß alles hervorhebt, was irgendwie gegen Goethe ver-

---

[1] Nach Schröder ist keine andere Möglichkeit vorhanden als schlägt und tägt anzunehmen. — Form und Schreibung dieser Verben beweisen ihm, daß Goethe der Verfasser und Schreiber von Nr. 1 ist. Nach allem, was ich oben entwickelt habe, ein übereilter Schluß!

[2] Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche rötet am heiligen Schrein.

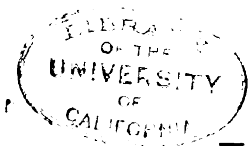
wendbar ist, um das Gedicht Lenz zuweisen zu können, stößt sich bloß an dem Verse:

Die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt.

«Die Nachtigall tritt in seine Lieder erst 1774 oder 75 ein, aber auch da nicht in seine Liebeslieder, sondern in andere» (a. a. O., p. 85). Ueber den Wert dieser Entdeckung hat sich bereits Siebs lustig gemacht (p. 441). Mit Recht. Denn ob die Nachtigall in Goethes Gedichten vorkommt oder nicht vorkommt, hängt doch wohl in erster Linie davon ab, ob sie in Wirklichkeit da vorkommt oder nicht vorkommt, wo der Dichter gerade weilt. Daß sich aber in der Nähe von Sesenheim Nachtigallen aufhielten, bestätigt Sophiens Angabe (cf. Lucius, Friederike Brion von Sessenheim, 1877, p. 38) nach der die bewaldete Anhöhe, die eine Tafel als «Friederikens Ruhe» bezeichnete, das «Nachtigallenwäldchen» genannt worden sei, «weil die Nachtigallen, wie die Bauern gesagt, soviel darin plärrten, daß man nachts kaum schlafen könne».

Aber noch ein zweites ist nach Bielschowsky zu bedenken: Hier singt die Nachtigall, in der zweiten Strophe schweigt sie. Ein Widerspruch! Siebs sucht ihn in der Weise zu lösen, daß er unsere Stelle so faßt: Die Nachtigall singt nicht, weil du schläfst. Eine Deutung, über die man streiten könnte. Doch was geht uns vorläufig die zweite Strophe an? Der Vers paßt vorzüglich zur ersten Strophe, ob man nun bei seiner Interpretation Bielschowsky oder Siebs folgt. —

Das ist aber auch alles, was nachweisbar Goethisch in Nr. 1 ist. Wie wäre es, wenn wir einmal diese Strophen



aneinander reihten? Vielleicht schließen sie sich zu einem schönen Ganzen zusammen.

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt:
So höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt!
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch;
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

In der Tat ein Gedicht, in dem nichts Wesentliches vermißt wird, ein Gedicht, das des «apollinischen Dichterjünglings» würdig ist. Dieser frische, bei aller Weichheit starke Ton, diese gesunde, hoffnungsfrohe Grundfarbe! Nach dergleichen dürften wir bei Lenz vergeblich suchen. Der rhythmische Fluß, die sangbar leichte Form lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß diese Verse an eine Melodie sich anschmiegten. Und zwar ist es nach

Schröder (p. 96) die Görnersche Melodie zu Hagedorns «Der Morgen» (Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jh., II, 26): Uns lockt die Morgenröte In Busch und Wald. Lenz kannte Hagedorn als Lyriker kaum (cf. Schröder ibid.); dagegen hat Goethe sich eingehend mit diesem Dichter befaßt. Er schreibt an Käthchen Schönkopf von Frankfurt aus (W. A. IV, 1, 222): Hagedornen und einige andere Bücher werde ich Ihnen ehstens schicken, möchten Sie ein Gefallen an diesem liebenswürdigen Dichter finden wie er es verdient.

Doch wem gehören die übrigen Strophen (2, 4 und 5) an? Gleich beim Lesen der ersten Verse muß es uns klar werden.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Wo blieb das schlicht-schöne Ethos, das die Goethischen Verse adelt, der liedartige Charakter des Ganzen? Hier finden wir nervös aufgeregte, übertreibende Deklamation, rhetorische Mittel, wie Fragen und Ausrufe, und infolgedessen einen «zerhackten Rhythmus». Das ist ein völlig anderes genus von Dichtung. Dort die Verschwisterung mit der Musik, hier mit der Beredsamkeit! Es kann kein Zweifel sein: der Abschreiber Lenz ist zu Wort gekommen. Der Reim heilig: unverzeihlich steht unserer Annahme, wie wir oben dargetan haben, nicht im Wege. Brauchen wir da das Ungoethische in Wendungen

wie «böser Schlummer» und «Philomelens Kummer»,[1] noch besonders zu unterstreichen?

Die zweite Strophe behandelt beinahe dasselbe Thema wie die erste. Ja, es sieht fast so aus, als habe Lenz hier mit Goethe, dem heimlich beneideten Rivalen, einen Sangeswettstreit aufnehmen wollen.

Als Lenzisches Produkt charakterisieren sich auch die Strophen 4 und 5: Rhetorisch-sentimentale Auschmückkungen oder Weiterführungen der von Goethe angeschlagenen Motive. Für Goethe scheint mir gleich die Anrede («Schöne») zu matt, zu nichtssagend, der Inhalt der ersten Verse zu weichlich.

Ich seh dich schlummern, Schöne,
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Träne
Und macht mich blind.

Dann die echt Lenzischen Doppelfragen:

Wer kann dich fehllos sehen,
Wer wird nicht heiß?

An Lenz erinnern auch die Verse:

Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.[2]

Denn Eis oder Schnee und fiebernde Glut sind ihm vertraute Antithesen. Man denke namentlich an folgende Stelle im Tagebuch (p. 288): Ach wie alles Eiß mir in

---

[1] Die Bezeichnung Philomele taucht bei Lenz bereits in den «Landplagen» auf (Weinhold, p. 34):

Lange schon waren
Die Harmonien des Waldes verstummt. Mit schlaffem Gefieder
Liegt über ihre Jungen erstarrt Philomele gebreitet.

[2] Bielschowsky, a. a. O., p. 84, bemerkt zur Form: «Eine sprachlich wie rhythmisch ungewöhnlich harte Wortverbindung».

der Brust war. — In der fünften Strophe unterbricht der Ausruf: o Glück! die Rede. Lenz liebt — hierin sicherlich von Klopstock beeinflußt[1] — solche Einschiebsel. Z. B.

Und nun, o Himmelerschütterndes Wunder!
Sank sie langsam verlöschend.

(Nr. 7, 90.)

oder:

Schwebt sie im Paradiese — oder hier
O göttlich süßer Schaur! unsichtbar neben mir.

(Nr. 43, Anhang II.)

Sogar derselbe Ausdruck wie im Sesenheimer Lied wird verwandt:

Bistu vergnügt, o Glück! so theil ich dein Vergnügen.

(Nr. 28, 35.)

Auf Lenz weisen auch, wie schon Bielschowsky, p. 87 gesehen hat, die Schlußverse der 5. Strophe:

Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht!

Sie haben eine Parallele in den Worten, die Lenz am 28. Juni 1772 von Fort-Louis an Salzmann richtet: «Ich wache des Nachts mit schlafenden Augen».

Wenn wir uns diese Zusammensetzung unseres Gedichtes vergegenwärtigen, so begreifen wir den wenigbefriedigenden Eindruck, den es als Ganzes auf jeden Unbefangenen machen muß. Lenz hat — zu dieser Annahme zwingen uns die Tatsachen — Goethes Gedicht sich von Friederiken zu verschaffen gewußt und ihr statt des Ori-

[1] Vgl. O. Anwand, Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz, p. 30.

ginals eine — mit eigenen Strophen erweiterte — Abschrift zurückgegeben. Auffallen kann dies bei Lenzens Charakter in keiner Weise. — — —

Zum Schlusse fasse ich das gewonnene Ergebnis nocheinmal kurz zusammen:

1. Nr. 2, 3 und 7 geben sich als Kopien von Friederikens Hand zu erkennen.

2. Nr. 6, 8, 9 und 10 sind Goethische, Nr. 1, 4 und 5 sind Lenzische Autographa.

3. In Nr. 1 stammen die Strophen 1, 3 und 6 von Goethe, die Strophen 2, 4 und 5 von Lenz.

ANHANG.

II. Kruses Abschrift der Sesenheiner Lieder (nach Schröders Angaben hergestellt).

1.

Erwache Friedericke
Vertreib die Nacht
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll
Das mein geliebt Geschwister
Erwachen soll

Ist Dir Dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst Du!
Horch Philomelens Kummer
Schweigt heute still
Weil Dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer
Und weckt Dich nicht.

Am Busen Deiner Schwester
Der für Dich schlagt
Entschläfst Du immer fester
Je mehr es tagt.

Ich seh Dich schlummern, Schöne,
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Träne
Und macht mich blind
Wer kann es fehllos sehen
Wer wird nicht heiß
Und wär er von den Zähen
Zum Kopf von Eiß!

Vielleicht erscheint Dir träumend
O Glück mein Bild
Das halb im Schlaf und reimend
Die Musen schilt
Erröthen und erblassen
Sieh sein Gesicht:
Der Schlaf hat ihn verlassen
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall, im Schlafe
Hast Du versäumt:
So höre nun zur Strafe
Was ich gereimt
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch.
Die schönste meiner Musen
Du — schliefst ja noch.

2.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle
Ihr Hertz gewan ich mir beym Spiele
Und sie ist nun von Hertzen mein
Du gabst mir Schicksaal diese Freude
Nun laß auch Morgen sein wie heute
Und lehr mich ihrer würdig sein

3.

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet liebe Kinder,
Sein Pferd gieng ziemlich langsam hort[1]
Und seine Seele nicht geschwinder.
Da sitz ich nun vergnügt bei tisch
Und endige mein Abendteuer
Mit einem Paar gesottener Eyer
Und einem Stück gebacknem Fisch
Die Nacht war warrlich zimlich düster
Mein Falcke stolperte wie Blind
Und doch fand ich den Weeg so gut als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche fand.

4.

Ach bist Du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach ich itzt zu meiner Quaal?
Kein Bitten hielt Dich auf, Du wolltest Dich nicht säumen
Du flogst davon — zum zweitenmal

Zum zweiten Mal sah ich Dich Abschied nehmen
Dein göttlich Aug in Tränen stehn,
Für Deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn

O warum wandtest Du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihr ab
O warum ließest Du ihm nichts, ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen.
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen
Und alles welket um ihn her

[1] Statt fort.

Er läuft in Gegenden, wo er mit Dir gegangen
Im krummen Thal, im Wald, an Bach —
Und findet Dich nicht mehr, und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort Dir nach

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet Dich nicht mehr, Vollkomenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen
Ihm sind die Närrinnen verleidt

O laß Dich doch, o laß Dich doch erflehen
Und schreib ihm einmal nur — ob Du ihn liebst —
Ach oder laß ihn nie Dich wieder sehen
Wenn Du ihm diesen Trost nicht giebst.

Wie? nie Dich wiedersehn? — entsetzlicher Gedanke!
Ström alle Deine Quaal auf mich
Ich fühl ich fühl ihn ganz — es ist zuviel — ich wanke —
Ich sterbe — Grausame — für Dich —

5.

Als ich in Saarbrücken.[1]

Wo bist Du itzt mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst Du itzt?
Wo lacht die Flur? wo triumfirt das Städtchen
Das Dich besitzt?

Seit Du entfernt, will keine Sonne scheinen
Und es vereint
Der Himmel sich, Dir zärtlich nachzuweinen
Mit Deinem Freund

---

[1] Bemerkung von Friederikens Hand. (Nach Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, p. 26.)

All unsre Lust ist fort mit Dir gezogen
Still überall
Ist Stadt und Feld — Dir nach ist sie geflogen
Die Nachtigall

O komm zurück! Schon ruffen Hirt und Heerden
Dich bang herbey.
Komm bald zurück! sonst wird es Winter werden
Im Monath May.

6.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winder
In unsre warmen Stuben ein
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfaltig uns ergötzen
Uns lieben wie die Engelein
Wir wollen kleine Kräntzgen winden
Wir wollen kleine Sträußgen binden
Und wie die kleinen Kinder sein

7.

Kleine Blumen, Kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
gute iunge Frühlings Götter
Tandlent auf ein luftig Band

Zephier nimms auf deine Flügel
Schlings um meiner Liebsten Kleid
Und dan tritt sie für den Spiegel
mit zufriedener Munterkeit

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie wie eine Rosse iung
— einen Kuß geliebtes Leben
Und ich bin belohnt genug,

Schicksal Seegne diese trieben
Laß mich ihr und laß Sie mein
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rossen Leben sein

Mädgen das wie ich Empfindet
Reig mir deine Liebe Hand
Und das Band das uns verbindet
sey kein schwages Rossen Band.

8.

Balde seh ich Rickgen wieder
Balde bald umarm ich Sie
Munter tantzen meine Lieder
Nach der süssten Melodie,

Ach wie Schön hats mir geklungen
Wenn sie meine Lieder sang
Lange hab ich nicht gesungen
Lange liebe liebe lang

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen
Wenn mein Mädchen mir entflieht
Und der wahre gram im Hertzen
Geht nicht über in mein Lied

Doch jetz Sing und ich habe
Volle Freude süß und rein
ja, ich gäbe diese gabe
Nicht für aller Klöster Wein

9.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein Liebes Feld
im Nebel tief verborgen,
Ligt um mich her die Welt,

o Liebliche Fridrike
Dürft ich nach Dir zurück
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück

Der Baum in dessen Rinde
Mein Nahm bey Deinem Steht
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust vorweht
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein gesicht
Sie Sehen die Sonne nimmer
Und ich Fridricken nicht,

Bald geh ich in die Reben
Und herbste trauben ein
umher ist alles Leben
Es strudelt neuer Wein,
Doch in der öden Laube
ach, denck ich wär Sie hier,
ich brächt ihr diese traube,
Und Sie — was gäb Sie mir

10.

Es Schlug mein Hertz, geschwind zu Pferde
Und fort! wild wie ein Held zur Schlacht
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hieng die Nacht
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein gethürmter Riese da,
Wo Finsterniß auß dem Gesträuche
Mit hundert Schwartzen Augen sah
Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah schläfrig aus dem Duft hervor

11.[1]

Dem Himmel wachse[2] entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heilige[2] Holz!
Und soll ein Namen[2] verderben
So nehmt die Obern[2] in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

---

[1] Siehe Seite 5, Anmerkung 1. — Bei Kruse die Ueberschrift: Einzeichnung auf die Tafel in der Buchenlaube bei Sesenheim unter die Namen der Freunde. Das Gedicht bezieht sich jedoch nicht auf diese Tafel, sondern auf den Baum, der auch in Nr. 9 (9, 10) erwähnt wird. (Schröder, p. 71).

[2] Richtige Lesarten: wachs — heilge — Name — den obern. (Schröder, p. 72).



